

STUTTGARTER KinderZEITUNG



Franziskus (hier auf Besuch in Mexiko) ist ein echter Strahlemann. Foto: dpa

Warum arbeiten Päpste so lange?

Religion Papst Franziskus wird 80 Jahre alt – und immer noch arbeitet er extrem hart.

An diesem Samstag wird Papst Franziskus 80 Jahre alt. Vielleicht ist Dein Opa auch schon so alt und seit vielen Jahren im Ruhestand. In Deutschland gehen die Menschen mit 65 Jahren in Rente, manche auch früher. Aber mit 80 Jahren noch so hart arbeiten? Franziskus heißt eigentlich Jorge Mario Bergoglio und kommt aus Buenos Aires. Das ist die Hauptstadt von Argentinien in Südamerika. Dort war er lange Erzbischof – eine Art Vorsteher der katholischen Kirche. Seit seiner Wahl zum Papst am 13. März 2013 lebt er im Vatikan, dem kleinsten Staat der Welt inmitten der italienischen Hauptstadt Rom.

Wenn jemand Papst wird, ist er in der Regel im Rentenalter. Franziskus war 76, als er 2013 Papst wurde. Sein Vorgänger Benedikt XVI. 78 Jahre. Dessen Vorgänger, Johannes Paul II., war die große Ausnahme. Er war „nur“ 58, als er Papst wurde. Dass Päpste so alt sind, hat seine Gründe: Wenn sie gewählt werden, haben sie schon eine sehr lange kirchliche Laufbahn hinter sich: Theologiestudium, Arbeit als Seelsorger oder Professor an einer Universität. Irgendwann werden sie Bischof und Kardinal. Kardinal – von ihnen gibt es rund 120 – sind Berater des Papstes, die auch den neuen Papst aus ihren Reihen wählen.

Wenn jemand mit 65 oder 70 Jahren Papst wird, fängt die Arbeit für ihn erst richtig an. Papst zu sein ist ein echter Knochenjob – noch viel anstrengender als Bundeskanzler zu sein. Und die sind noch jünger. Die Verantwortung ist riesig. Der Papst ist Staatsoberhaupt des Vatikans und Oberhaupt der katholischen Kirche. Jeden Tag empfängt er Gäste, führt von morgens bis abends Gespräche. Er muss Dokumente unterschreiben, Briefe und Texte verfassen. Außerdem reist er viel herum, um Gemeinden in aller Welt zu besuchen.

Das Allerwichtigste: Franziskus ist ein sehr frommer Mann. Er steht früh auf und beginnt den Tag mit Gebeten. Täglich feiert er die Messe und spricht über religiöse Fragen. Wenn er um 22/23 Uhr ins Bett geht, ist er hundemüde. Und das nicht nur, weil er 80 Jahre alt ist. MB



Die Kinderzeitung am Freitag mit folgenden Themen Post in der Weihnachtszeit, „Star Wars“ und Höhlenmalerei.

Stuttgarter Kinderzeitung
Mehr Nachrichten für Dich gibt es jeden Freitag in der Kinderzeitung. Abo bestellen und vier Wochen gratis lesen unter:
www.stuttgarter-kinderzeitung.de

Großbritannien

Drei Eltern erlaubt

In britischen Laboren dürfen künftig Embryos mit dem Erbgut dreier Menschen erzeugt werden. Das teilte die Human Fertilisation and Embryology Authority (HFEA) mit. Die Methode soll Frauen eine Schwangerschaft ermöglichen, ohne dass sie Erbkrankheiten, die mit den Mitochondrien vererbt werden, an ihre Kinder weitergeben. Großbritannien ist damit das erste Land weltweit, das solche Behandlungsmethoden ausdrücklich erlaubt. dpa

Kontakt

Redaktion Wissenschaft
Telefon: 07 11/72 05-79 01
E-Mail: wissen@stzn.de



Die Klinge als letzter Ausweg

Interview Der Mediziner Paul Plener erklärt, weshalb Teenager sich verletzen.

Ritzen, kneifen, hauen, verbrennen: Ein Viertel bis ein Drittel aller Jugendlichen in Deutschland fügt sich selbst mindestens einmal im Leben Verletzungen zu. Wer sich selbst verletzt, wird häufig noch immer stigmatisiert.

Herr Plener, wie oft kommt es vor, dass sich Jugendliche hierzulande selbst verletzen?

Wir haben in den vergangenen Jahren verschiedene Studien an Schulen durchgeführt. Die Werte liegen je nach Studie zwischen 25 und 35 Prozent der Jugendlichen, die sich zumindest einmalig in ihrem Leben absichtlich selbst verletzt haben. Zwischen einem Viertel und einem Drittel aller Jugendlichen hat das also zumindest einmal versucht. Etwa vier Prozent verletzen sich häufiger.

In welchem Alter passiert das vor allem?

Wir wissen inzwischen relativ gut, dass das Beginnalter von selbstverletzendem Verhalten etwa um das zwölfte und dreizehnte Lebensjahr liegt. Es gibt einen Häufigkeitsspitzen um das fünfzehnte und sechzehnte Lebensjahr. Und viele, die tatsächlich mit 17, 18 Jahren auch wieder aufhören.

Heißt das, Autoritätspersonen wie Eltern und Lehrer müssen gar nicht eingreifen?

Diese Aussage würde ich so nicht unterschreiben. Auch wenn das selbstverletzende Verhalten weniger wird: Studien zeigen, dass Jugendliche später oft andere Risikoverhaltensweisen weiterführen, etwa einen höheren Alkohol- oder Drogenkonsum.

Wie kommen Jugendliche überhaupt auf die Idee, sich selbst zu verletzen?

Die Mehrzahl aller Jugendlichen sagt, dass es ihre eigene Idee war. Wir wissen aber auch, dass es Phänomene der sogenannten sozialen Ansteckung gibt – das Verhalten wird bei einer Person gesehen und dann ausprobiert. Dann gibt es natürlich welche, die versuchen das mal und lassen es wieder, und es gibt welche, die entdecken, dass es für sie eine Funktionalität hat. Ein Phänomen, das uns wissenschaftlich immer mehr

beschäftigt, ist, dass die soziale Ansteckung vermutlich auch über soziale Netzwerke funktioniert. Bei Instagram zum Beispiel kursiert zum Teil sehr deutliches Bildmaterial zur Selbstverletzung, das von den Jugendlichen viel kommentiert und ausgetauscht wird.

Gibt es Warnhinweise, auf die Eltern achten sollten?

Hellhörig werden sollten Eltern beim Auftreten von nicht erklärbar Verletzungen, vor allem an den Extremitäten. Auch wenn der Jahreszeit unangemessene Kleidung getragen wird, um womöglich Wunden zu verstecken, etwa langärmelige Pullover im Sommer oder Stulpen. Und wenn Jugendliche nicht mehr in den Sportunterricht gehen wollen oder zum Schwimmen – weil das ja Orte sind, an denen man kurzärmelig unterwegs ist. Darüber hinaus selbstverständlich dann, wenn Klängen, blutige Handtücher oder auch Zeichnungen und Texte zur Selbstverletzung auftauchen.

Sie sagen, dass die Jugendlichen versuchen, ihre Arme zu verstecken. Die Annahme, dass Teenager, die sich selbst verletzen, die Wunden gerne zur Schau stellen, ist also falsch? Genau – die Mehrzahl der Jugendlichen versteckt die Wunden.

PAUL PLENER

Mediziner Paul L. Plener ist 1978 im österreichischen St. Pölten geboren. Er studierte von 1997 bis 2004 Medizin an der Medizinischen Universität Wien. Von 2009 bis 2011 ließ er sich dann an der Universität Ulm in Traditioneller Chinesischer Medizin ausbilden. Im Jahr 2011 promovierte er.



Jugendexperte Seit August 2016 ist er Leitender Oberarzt an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie der Uni Ulm, seit September 2016 auch Professor für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Ulm. *mna*

Riesiger Datendiebstahl

Internet Beim Internetkonzern Yahoo sind Informationen zu mehr als einer Milliarde Nutzerkonten gehackt worden.

Als Yahoo im September eingestand, dass 2014 die Daten von mindestens 500 Millionen Nutzern gestohlen wurden, war das ein trauriger Rekord. Nun ist ein weiterer gigantischer Datendiebstahl bekannt geworden: Es geht um Informationen zu mehr als einer Milliarde Nutzerkonten. Dabei seien die Angreifer im August 2013 voraussichtlich an Namen, E-Mail-Adressen, Telefonnummern, Geburtstage und unkenntlich gemachte Passwörter gekommen, teilte Yahoo jetzt mit. Gemessen an der Zahl betroffener Nutzerkonten ist es der bislang größte bekannt gewordene Datenklau überhaupt.

In einigen Fällen könnten auch verschlüsselte und unverschlüsselte Sicherheitsfragen und -antworten betroffen gewesen sein, hieß es. Solche Fragen – etwa nach dem Namen des ersten Haustiers oder der Lieblingsfarbe – kommen zum Einsatz, wenn ein Nutzer sein Passwort vergisst. Daher können sie für Kriminelle genauso viel wert sein wie das Passwort selbst. Zudem könnten Nutzer bei anderen Diensten die gleichen Kombinationen aus Fragen und Antworten ausgewählt haben.

Bereits im September hatte Yahoo einen Datendiebstahl eingeräumt, bei dem Ende 2014 mindestens 500 Millionen Nutzerprofile betroffen gewesen seien. Es ging um dieselbe Art von Daten. Nach derzeitigem Kenntnisstand seien keine Passwörter im Klartext oder Kreditkarten- und Bankkonten-Informationen entwendet worden, hieß es auch diesmal wieder. Diese Daten würden in einem anderen System aufbewahrt.

Auch scheint sich der Verdacht zu bestätigen, dass sich die Angreifer dauerhaft Zugang zu Daten einzelner Nutzer verschafft haben könnten. Sie hätten sich Zugang zum Yahoo-Softwarecode verschafft, mit dem sie sogenannte Cookies fälschen konnten. Das sind kleine Software-Elemente, die im Webbrowser abgelegt werden und zum Beispiel dafür gut sind, dass man in sein E-Mail-Fach kommt, ohne jedes Mal ein Passwort eingeben zu müssen.

Der nun bekannt gewordene Hackerangriff fiel nicht Yahoo selbst auf. Sicherheitsbehörden unterrichteten das Unternehmen darüber, dass sie an Daten gekommen seien, die angeblich von Yahoo stammen. Eine Überprüfung bestätigte dies. *dpa*

In der Gesellschaft wird häufig dennoch davon ausgegangen, dass Jugendliche selbstverletzendes Verhalten als Mittel zu mehr Aufmerksamkeit nutzen. Verharmlosen wir das Thema?

Ich denke schon, dass hier ein Stigma vorliegt. Aber ich denke, dass dies gleichzeitig auch eine Abwehrhaltung ist: Man will sich mit dem Thema nicht auseinandersetzen. Was wir empirisch wissen, ist, dass die Hauptmotivation für selbstverletzendes Verhalten eben nicht die Aufmerksamkeitssuche ist, sondern dass es sehr effektiv dazu dient, Emotionen zu regulieren. Es ist natürlich ein dysfunktionaler Bewältigungsmechanismus, aber es hilft kurzfristig, negative Emotionen zu beenden. Dafür haben wir auch aus der neurobiologischen Forschung sehr deutliche Signale. Längerfristig hilft es natürlich nicht: Da begibt man sich eher in einen Teufelskreislauf.

Wie läuft der Prozess neurobiologisch ab?

Wir wissen, dass Jugendliche, die sich selbst verletzen, wesentlich stärker auf Außenreize reagieren als Jugendliche, die das nicht tun. Und wir wissen, dass sie auf den sozialen Ausschluss aus einer Gruppe – wie es zum Beispiel beim Mobbing passiert – wesentlich stärker reagieren. Was wir auch wissen, ist, dass das Zufügen von Schmerzen zu einer veränderten Aktivierung im Gehirn führt. Und zwar genau in den Bereichen, die sonst überaktiv sind. So dass man schon sagen kann, dass die Jugendlichen sich selbst verletzen, um ihre Emotionen zu regulieren.

Wie kann man als Elternteil reagieren, wenn man das Verhalten erstmals wahrnimmt?

Ich denke, die vernünftigste Reaktion ist, im Hinterkopf zu haben, dass dieses Verhalten für die Betroffenen eine Funktion erfüllt. Es also nicht als etwas Manipulatives zu interpretieren oder als etwas Provokantes. Man sollte mit dem Wissen herangehen, dass es in aller Regel eingesetzt wird, um Emotionen zu regulieren. Eine

respektvolle Neugier ist die Grundhaltung, die ich empfehlen würde.

Wie kann der erste Schritt aussehen? Man darf durchaus fragen: Wobei hilft es dir? Oder: Welche Funktion hat es für dich? Was auch signalisiert, dass man akzeptiert, dass es sozusagen eine Bewältigungsstrategie ist. Und man sollte versuchen, nicht überzureagieren – auch wenn das schwer ist – und nicht hochemotional zu reagieren. Sondern Hintergründe erfragen und anbieten, dass man helfen kann, Hilfe zu finden.

Wollen die Jugendlichen denn Hilfe?

Die Jugendlichen müssen häufig sehr hohe Hürden beschreiten für die Inanspruchnahme von Hilfen: Sie wissen oft nicht, wer der Ansprechpartner für sie ist, oder sie denken, sie müssten ihr Problem selbst lösen. Manche haben auch die Sorge, dass sie durch das Offenlegen von selbstverletzendem Verhalten vielleicht andere – zum Beispiel ihre Eltern oder Freunde – verletzen könnten. Zugleich wissen wir, dass viele der Jugendlichen gerne Hilfe in Anspruch nehmen würden. Wenn Hilfe niedrigschwellig dargeboten wird und zudem leicht erreichbar ist, wird sie in der Regel auch angenommen.

Das Gespräch führte Melanie Maier.

INFORMATION UND RAT

Leitlinie Die Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften (AWMF) hat eine Leitlinie zum Thema herausgegeben. Diese kann man als PDF-Datei unter www.awmf.org herunterladen.

Infomaterial Die Webseite www.projekt-4s.de bietet zahlreiche Informationsmaterialien an, die sich vor allem an Lehrer, Schulpsychologen und Soziologen, aber auch an Eltern richten.

Buch Das Ratgeberbuch „Selbstverletzendes Verhalten“ von Tina In-Albon, Romuald Brunner, Michael Kaess und Paul Plener beschreibt unter anderem das Vorgehen beim Erstkontakt und bei Akutbehandlung. Hogrefe Verlag 2015, 107 Seiten, Taschenbuch, 24,95 Euro. *mna*

Wegweiser aus dem All

Satelliten Das Navigationssystem Galileo ist nun in Betrieb gegangen. Es soll Europa vom amerikanischen GPS unabhängig machen.

Mehrkosten in Milliardenhöhe, Streit, Verzögerungen und eine große Panne im All: Das europäische Satelliten-Navigationssystem Galileo stand lange unter keinem guten Stern. Jetzt aber hat die EU-Kommission auf den Knopf gedrückt und mit acht Jahren Verspätung die ersten Galileo-Dienste gestartet. Damit können die Signale der europäischen Satelliten zur Positionsbestimmung etwa für Kartendienste auf Smartphones genutzt werden. Ein Schritt zu europäischer Unabhängigkeit in einem strategisch wichtigen Bereich.

Positionsdaten aus dem All haben bereits eine hohe Bedeutung, die künftig noch wachsen wird. „Es wird immer smartere Dienste geben“, sagt Hansjörg Dittus vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR). Selbstfahrende Autos sind ebenso darauf angewiesen wie Maschinen zur automatischen Düngung von Feldern. Banken brauchen die präzisen Zeitangaben der Satelliten für ihre Transaktionen, auch das Militär verwendet die Daten.

Bislang muss Europa dabei auf Technik anderer Länder vertrauen, vor allem auf

das amerikanische GPS, das vom US-Militär kontrolliert wird und damit in einer Krise auch abgeschaltet werden könnte. Dies ist das zentrale Argument der Europäer für das Prestigeprojekt von EU-Kommission und Raumfahrtagentur Esa, das wegen der hohen Kosten immer wieder in die Kritik geriet. Zudem versprechen sie, dass Galileo deutlich genauer ist und damit neue Möglichkeiten eröffnet.

Bis sich die Europäer allein auf das eigene System verlassen können, werden noch ein paar Jahre vergehen. Galileo startet mit vielen Einschränkungen: Erst 2020 werden genug Satelliten im All sein, um die ganze Welt abdecken zu können. Bislang sind 18 Satelliten im Orbit, 30 sollen es schließlich werden. Die Folge: „Es gibt immer wieder Lücken in der Abdeckung“, erklärt Dittus. Der Start der ersten Galileo-Dienste sei aber ein wichtiger Schritt. Man könne nun die Entwicklung von Endgeräten vorantreiben, sagt er. Da ist aber noch einiges zu tun: Bislang sind nur wenige Alltagsgeräte auf dem Markt, die zusätzlich zum amerikanischen GPS-System bereits die Galileo-Signale nutzen können. *dpa*